Willkommen und Abschied

Mitten in der endlos wirkenden Folge von Impeachment-Anhörungen blitzt dieses Lehrstück über Genderrollen auf. Gordon Sondland, EU-Botschafter von Trumps Gnaden, der während seiner Aussage freimütig die Existenz des zuvor stets geleugneten „quid pro quo“ in der Biden-Affäre einräumt, hatte während seiner vorherigen Befragung hinter verschlossenen Türen über seine vorerst letzte Begegnung mit der angesehenen Russland-Expertin der Trump-Regierung, Fiona Hill, berichtet.

Am 17. Oktober hatte Sondland zu Protokoll gegeben, wie er Hill im Weißen Haus angetroffen habe, nachdem sie ihre Stelle im Stab vom Außenbeauftragten John Bolton gekündigt hatte. Unter Eid vermag Sondland sich zu erinnern: „Als Dr. Hill ihren Posten in der Regierung verließ, wollte es das Schicksal, dass ich an ihrem Büro vorbeikam. Ich wusste, dass sie das Weiße Haus in ein paar Tagen oder in einer Woche verlassen würde, und ich betrat ihr Büro, um mich von ihr zu verabschieden. Ich war aus anderen Gründen im Weißen Haus, und ich schaute bei ihr vorbei, und wir setzten uns hin und tranken einen Kaffee. Und sie war extrem aufgebracht über ihre Rolle in der Administration, über ihre Vorgesetzten und den Präsidenten. Sie zitterte. Sie war extrem wütend.“ Auf Nachfrage geht Sondland weiter ins Detail. Nein, Sie sei nicht auf ihn, sondern auf alle möglichen anderen wütend gewesen. Und um seine Schilderung abzurunden, fügte er hinzu, wie er der verzweifelten Frau seine Schulter zum Trost anbot: „I tried to be a little bit of a shoulder.“

Wir kennen diese Rollenverteilung in Szenen von „Willkomm und Abschied“ spätestens seit Goethes gleichnamigem Gedicht. Wie heißt es dort in prä-sondlandischer Art von männlicher Souveränität und weiblichem Kontrollverlust: „Ich ging, du standst und sahst zu Erden / Und sahst mir nach mit nassem Blick.“ Er geht auf geraden Wegen bis hin zum Präsidenten, der ihm sogar am privaten Handy sein Ohr leiht. Sie aber bleibt weinend zurück. Amerikanische Politik im Sturm und Drang. Nicht ganz. Denn wir wissen ja auch, dass die zitierten Goethe-Verse nur die zweite, gleichermaßen nachträglich in Form gebrachte Fassung des Gedichts sind. In der ersten ist es noch der Mann, der passiv bleibt und mit den Tränen kämpft: „Du giengst, ich stund, und sah zu Erden, / Und sah dir nach mit nassem Blick.“ Neunzehn Jahre später aber darf, was der konventionellen Rollenzuschreibung nicht entspricht, so nicht stehenbleiben.

Einen Tag nach dem EU-Botschafter sagte dann auch Fiona Hill öffentlich aus. Und der Anwalt, der die Anhörung für die Republikaner vollzog, fragte Fiona Hill prompt nach ihrer letzten Begegnung mit Herrn Sondland, um die Zeugin, die aus Sicht des Präsidenten nichts Gutes zu verkünden hatte, auf diese Weise vielleicht doch noch aus der Fassung zu bringen. Vielleicht lässt sich das, was dann geschah, so auf den Punkt bringen: Fiona Hills knapp zweiminütige Antwort war von analytischer wie sprachlicher Brillanz.

Erst widerlegte die Russland-Expertin Sondlands Darstellung des Treffens: Kaffee? Gebe es nicht in ihrem Büro. Und im Übrigen sei sie nicht auf andere, sondern nur auf ihn wütend gewesen, weil er ihr gegenüber die Treffen nicht offengelegt habe, die er in der Ukraine-Angelegenheit hatte. Und ja, es sei ein Problem, wenn Frauen in der Öffentlichkeit ihren Ärger zeigen würden, denn dann würde das auf ihre vermeintliche Emotionalität geschoben. Der Schulter bietende Tröster ist nur eine Imagination der Männlichkeit. In der Sache selbst aber müsse sie, Hill, Sondland recht geben, er habe ihren Ärger tatsächlich nicht verstehen können.

Mit dieser Zustimmung biegt Fiona Hill auf die Zielgerade ihrer Argumentation ein: Denn Sondland habe eben nicht mehr Außenpolitik in den dafür vorgesehenen Kanälen kommuniziert, sondern in einem vom Präsidenten eingerichteten, innenpolitischen Zielen geltenden Seitenkanal. Wer auf dieser Aussage vertraut, muss die republikanische Verteidigungslinie für zerstört halten, in jedem ein großer Fernsehmoment, live übertragen.

★ ★ ★

Umweg und Abkürzung

Die Beziehung der Amerikaner zur Weite ihres Landes ist geprägt vom Willen zur Abkürzung. Man läuft eine Straße entlang und kann sicher sein, dass durch die gepflegte Rechteckstruktur der Häuserreihen eine diagonale Abkürzung führt. Oder der Weg mäandert behutsam bis zum Meer, aber da geht plötzlich ein steiler Weg hinab, der einem zuzurufen scheint: Gemächlichkeit hatten wir geplant, aber nimm doch den Shortcut.

Ein Land voller Abkürzungen, gleichsam als Gegenwehr zu den langen Geraden. Die Shortcut-Mentalität prägt auch die politische Kultur. Nicht allein aus republikanischem Munde hört man derzeit die Einschätzung, das laufende Amtsenthebungs-Verfahren sei einzig der von brennender Ungeduld getriebene Versuch der Demokraten, Trumps Amtszeit vor der Wahl im kommenden Jahr doch noch abzukürzen. Umwege, so heißt es bei Hans Blumenberg, sind die Grundstruktur der Zivilisation: „Von einem Ausgangspunkt zu einem Zielpunkt gibt es nur einen kürzesten Weg, aber unendlich viele Umwege. Kultur besteht in der Auffindung und Anlage, der Beschreibung und Empfehlung, der Aufwertung und Prämierung der Umwege.“

Das ist kein amerikanischer Gedanke, sondern so etwas wie der Kernsatz des Englischen Landschaftsparks, in dem nie ein Weg geradeaus verläuft und einen Ort auf kürzestem Weg mit einem anderen verbindet. Umweg ist Brexit? Abkürzung ist Impeachment? Wer Amerika in seiner Erwartung schnellster Lösungen verstehen will, muss sich den Short Cuts widmen. Das wusste nicht zuletzt Robert Altman. Sein gleichnamiger Epidsodenfilm hat die Form vorgegeben für Donald Trumps Snippet-Präsidentschaft, in der sich mit gezielt plazierten Ausschnitten ein Land mit dem Willen zur Abkürzung regieren lassen soll.

Da überrascht es nicht, dass dieser Präsident auf den Kurzmeldedienst Twitter setzt. Kurz gesagt: Trump verkörpert noch immer mehr amerikanische Kultur, als es die nominelle Mehrheit der Amerikaner bei der Wahl im Jahr 2016 wahrhaben wollte und heute sehen will.

Amerikas Gespür für Schnee

Foto Bridgeman

Donald Trump beherrscht nicht nur aufgrund des Impeachment-Verfahrens die Schlagzeilen weltweit. Was hat die heutige Situation mit Abkürzungen, Hamburgern und Schneeflocken zu tun? Fünf Miniaturen aus einem Land im Umbruch.

Von Christian Metz, Los Angeles

Gestapeltes Nichts

Wer durch Amerika reist, bewegt sich zugleich durch eine Metaphernlandschaft. Die schönste ist derzeit der allgegenwärtige „Nothing Burger“. Er wird von progressiven Veganern ebenso gern im Munde geführt wie von überzeugten Fleischessern. Einen Nothing Burger serviert, wer viele Schichten von absolut nichts und schon überhaupt nichts Relevantem aufeinanderschichtet. Die Amtszeit des derzeitigen Präsidenten, heißt es überall: ein Nothing Burger. Die vielfältigen Versuche, dem hohen Herren ein Fehlvergehen anzuhängen: ein Nothing Burger. Die Behauptungen von Facebook, für die Sicherheit der ihnen anvertrauten Daten Sorge zu tragen: gestapeltes Nichts. Gibt es eine Region in diesem Land, in dem man dieses Bild nicht verstehen könnte?

Unwirklicher, aber doch schlagkräftiger wirkt in Kalifornien die Rede von der Schneeflocke. Seit längerer Zeit ist sie ein Kampfbegriff der Rechten: Als Schneeflocken gelten prototypisch die um das Jahr 2000 Geborenen. Jeder von ihnen, heißt es boshaft, empfinde sich als Einzigartigkeit, so wie es Schneeflocken seien in ihrer bis ins feinste Detail individuellen Form. Wer genau hinsehe, könne die unbedingte Singularität jedes einzelnen Schneewesens erkennen, so gibt man sich sogar an der maximal schneefernen Westküste gewiss.

In Deutschland kennt man den Diskurs ebenfalls, aber hier sprechen Soziologen wie Andreas Reckwitz von der „Gesellschaft der Singularitäten“. Die Schneeflocken-Metaphorik erlaubt indes eine Gemeinheit, die die Wissenschaftssprache nicht unbedingt nahelegt. Die Rede von den Schneeflocken impliziert nämlich einen Fokuswechsel. Nimmt man auch nur ein paar Zentimeter Distanz zum einmaligen, wie empfindlich zarten Schneeflöckchen ein, bleibt von den feinen Unterschieden nichts übrig. Auf eine gewisse Distanz, heißt es nicht ohne Plausibilität, erscheinen die Kristalle nur noch als einheitliche weiße Masse, in der sich kein Element vom andern unterscheiden lässt. Einziges Charakteristikum ist dann: Es ist kalt, der Schnee stört, man muss ihn aus dem Weg räumen, um das Eigentliche zugänglich zu halten. Ob die Affinität zum Schneeflöckchendasein in Kalifornien daran liegt, dass hier niemand je eine Schneeschaufel in der Hand hält?

Seit einiger Zeit wendet sich die Schneeflocken-Metapher gegen Donald Trump. Man spricht nunmehr von der Schneeflocken-Präsidentschaft, die sich durch eine totale Überzeugung der eigenen Einmaligkeit auszeichne, wie von einer übertriebenen Überempfindlichkeit. Keiner möchte zarter behandelt werden als dieser Präsident. Niemand pflegt den Eindruck lieber als Trump selbst, dass die Anormalität für den Präsidenten jetzt das neue Normal sei. Das nimmt Trump zum einen als ehemaliger Party-, Marken- und Reality-TV-Star für sich in Anspruch. Zum anderen beinhaltet es aber auch eine Botschaft an die ihm treue Arbeiterschicht. Galt für diese: Ich maloche, also bin ich, machte sich in den vergangenen Jahren das Gefühl breit, man sei nichts mehr wert. Reckwitz schreibt, dass es in diesem Feld nun auch eine Vorliebe für die Singularität desjenigen gebe, der es verstehe, dem System ein Schnippchen zu schlagen. Und genau als dieser Trickster der vermeintlichen Normen anderer inszeniert sich Trump.

Wie es allerdings der Schneeflocken-Präsidentschaft ergehen sollte, wenn sich das Klima tatsächlich erwärmen sollte? Ob der Präsident aus Sorge um sich selbst die Erderwärmung leugnet? Solche Fragen gehen auch für kalifornische Verhältnissen zu weit. Obgleich man im Silicon Valley doch eigentlich erst das neue Schneeflockendasein erfunden hat.

★ ★ ★

Das leere Zimmer

Gegenwärtig wirkt es, als würde das Bild Amerikas in der medialen Dauerpräsenz ihres Präsidenten aufgehen. Man vermag sich kaum noch zu erinnern, wann man zuletzt eine Zeitung aufgeschlagen, den Fernseher angeschaltet, das News-Portal heruntergescrollt hat, ohne auf dieses Gesicht zu treffen. Aber auch im Rahmen der Duracell-Präsidentschaft, und er trommelt immer noch, prägt das Konterfei nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen prangen – zugegeben weniger laut, dafür aber ebenso eindrücklich – Bilder der Absenz. Die eigentliche Erzählung von der Gegenwart dieses Landes folgt einer Poetik der Abwesenheit. Sie ist geprägt von den Personen, die nicht da sind, es aber sein könnten. Ithaca, am äußersten Zipfel des Staates New York, ist ein kleines Städtchen, geprägt von einer der weltweit renommiertesten Universitäten. Ivy-League-Studenten sind erfolgsbewusst und karriereverpflichtet. Da das Studieren horrend teuer ist, sind die Absolventen zur großen Berufslaufbahn quasi verpflichtet, um ihre Studiengebühren zurückzahlen zu können. Im Semester weist die Stadt eine der größten Pro-Kopf-Verschuldungen des Landes auf. Die Studenten treffen dort auf eine Bevölkerung, die hippielastig und politisch weit links steht. In einer solchen Stadt drehen sich die in Deutschland gewohnten Verhältnisse von Universitätsstädten um: In Ithaca feiern die Bürger, während die Studenten die Polizei rufen, wenn es zu laut wird.

Das Problem in solchen Städten: Man verdient eigentlich nur an den Studenten, sonst gibt es nicht viel zu tun. Die Bevölkerungsdichte nimmt daher stetig ab, und das Interesse ist groß, zum Wohl der Gemeinden für Zuzug zu sorgen. Flüchtlinge willkommen, heißt dies. Das ist nicht der eigenen Ideologie (Helfen hilft) geschuldet. 2015 gründete sich in Ithaca ein Verein, um fünfzig syrische Flüchtlingsfamilien aufzunehmen. Die Stadt ist damit nicht allein. Ringsherum im Bundesstaat New York herrscht Land- und Kleinstadtflucht. Unterkünfte wurden eingerichtet, die bis heute größtenteils unbewohnt sind. Ist es literarhistorische Ironie, dass ausgerechnet in einer Stadt wie Ithaca solch leere Zimmer zu sehen sind? Nachdem sich im griechischen Ithaka alles um die Abwesenheit des großen Odysseus drehte. Anders auch als in Gary Moores musikalischem „Empty Room“ geht es hier nicht um verlassene Liebe. Hier soll die Liebe erst noch entstehen. Das ist kein nostalgisches Projekt. Die Leere steht nicht für den melancholischen Rückzug in die Vergangenheit: Die amerikanische Leere steht für den Aufbruch in die Zukunft – vorwärts soll es gehen. Noch verdeckt die Dauerpräsenz des Präsidenten diese Möglichkeit.

★ ★ ★

Auf der Spitze des Turms

Rechte Medien sind in aller Munde: Fox News, allseits nur als Trump-TV bezeichnet, das Netzwerk Sinclair, die Podcasts der Proud Boys und Limbaughs oder das in San Diego ansässige American one. Wo aber ist die linke Medienkultur geblieben? War die nicht gerade in kommunalen Medien, im Rundfunk präsent? Hat die mediale Graswurzelbewegung ihre politische Richtung geändert? Wer sich auf die Spuren etwa des linken Medienverbunds Pacifica Radio Network macht, landet beim Sitz der Pacifica Foundation in Berkeley. Von Durchhörbarkeit findet man im ältesten, 1946 gegründeten nichtkommerziellen Radionetzwerk keine Spur. In Sendungen wie „Against the Grain“ wird tatsächlich noch Adorno besprochen. Was das Radio-Netzwerk in seinen Wurzeln gefährdet, geschah 2001 nicht im sonnigen Kalifornien, sondern an der Ostküste. Auch dort betreibt Pacifica Radio eines seiner fünf Netzwerke. Für die regionalen Radiostationen war das World Trade Center nicht nur ein Finanzturm, sondern wichtigste Plattform für Antennen in New York City. Jeder noch so kleine Sender hatte seine Antenne dort oben. Ohne WTC keine Ausstrahlung, keine Information. Als nach dem Attentat die Türme einstürzten, brach auch das Übertragungssystem der Medien ein. Für die großen Netzwerke war das kein Problem, sie wichen auf andere Antennentürme aus, für die kleinen, damals in erster Linie linken Sender aber war dies eine Katastrophe in der Katastrophe. Denn am 11. September brach jäh eine über viele Jahrzehnte gewachsene mediale Landschaft zusammen. Erst dadurch entstand die Lücke, in die sich die Neugründungen und gerade entstehenden digitalen Podcasts einnisten konnten. In Manhattan, Hauptübertragungsort für Pacifica Network, gab es damals nur eine Alternative: das Empire State Building, betrieben von der gleichnamigen Gesellschaft. Die allerdings nutzte die Notsituation der Sender gnadenlos aus: Entweder sie unterschrieben Knebelverträge, die sie über Jahre an das Gebäude binden würden, oder der Ton blieb aus. Pacifica Network New York unterschrieb und häufte seither Schulden an, die es niemals begleichen konnte. Man traf sich vor Gericht, einen Vergleich schloss die Gesellschaft aus, der Prozess hing über dem Sender wie ein Damoklesschwert. Selbst als sich Jahre später mit der Fertigstellung eines Antennenturms in New Jersey eine Alternative auftat, blieb Pacific Network vertraglich an das Empire State Building gebunden. Bis 2018 war unklar, ob der Ostküstenableger womöglich auch die Westküstensender mit in den Abgrund reißen würde. Erst jetzt, nach fast zwanzig Jahren, kam es zur Einigung. Man kann sich leicht ausmalen, wie viele finanzielle Mittel der Rechtsstreit gebunden hat. Und warum es für den Sender in den vergangenen Jahren ums Überleben ging, während andere expandierten. Zahlreiche andere Lokalsender der neunziger Jahre haben den Kampf um die Antenne übrigens nicht überlebt.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Heinz Piontek

Die Furt

Schlinggewächs legt sich um Wade und Knie,
dort ist die seichteste Stelle.
Wolken im Wasser, wie nahe sind sie!
Zögernder lispelt die Welle.

Warten und spähen – die Strömung bespült
höher hinauf mir die Schenkel.
Nie hab ich so meinen Herzschlag gefühlt.
Sirrendes Mückengeplänkel.

Kaulquappenstrudel zerstieben erschreckt,
Grundgeröll unter den Zehen.
Wie hier die Luft nach Verwesendem schmeckt!
Flutlichter kommen und gehen.

Endlose Furt durch die Fährnis gelegt –
werd ich das Ufer gewinnen?
Strauchelnd und zaudernd, vom Springfisch erregt,
such ich der Angst zu entrinnen.

Hans Christoph Buch

Transzendentale Obdachlosigkeit

Dieses Gedicht steht in einer ehrwürdigen Tradition. Die Wortkette: fließendes Wasser, Tod und Verwesung, Schönheit und Hässlichkeit hat zahlreiche Dichter von Shakespeare über Conrad Ferdinand Meyer bis zu Benn und Brecht zu klassischen Versen inspiriert, die in Schullesebücher Eingang fanden. Anziehung und Abstoßung, ästhetischer Ekel und morbide Faszination gehen dabei eine unauflösliche Verbindung ein, wie Klaus Theweleit darlegte in seiner Untersuchung von Männerphantasien, die das Objekt sexueller Begierde mit Brackwasser und Faulschlamm assoziieren – dem Welterfolg von „Dracula“ und anderen Horrorfilmen liegt ein ähnlicher Übertragungsmechanismus zugrunde.

Ganz anders hier: „Die Furt“ hieß Heinz Pionteks erster, 1952 erschienener Lyrikband, und so lässt das titelgebende Gedicht sich literarhistorisch verorten. Nicht von Hochzeit, Liebe und Tod ist die Rede wie bei Hamlet und Ophelia, sondern von Flucht und Vertreibung, die der Dichter am eigenen Leib erfuhr. Heinz Piontek stammte aus Oberschlesien, wurde mit achtzehn zur Wehrmacht eingezogen, geriet in amerikanische Gefangenschaft und blieb auf der Flucht vor der Roten Armee in Lauingen an der Donau hängen, von wo er später nach München übersiedelte. Ein Lebenslauf im Schatten des Krieges, exemplarisch für viele Angehörige seiner Generation, die an der Ostfront verheizt wurden oder den Größenwahn des „Dritten Reichs“ mit dem Verlust ihrer Heimat bezahlten. „Wir haben den Wind unter den Sohlen / Wir haben den Wind im Nacken“, heißt es in Pionteks Gedicht „Die Verstreuten“ und weiter: „Wir dürfen kein Feuer machen. / Wir dürfen den Zug nicht ohne Erlaubnis verlassen.“ Trotzdem wäre es falsch, das Trauma von Flucht und Vertreibung vorschnell gleichzusetzen mit dem Schicksal deportierter und im KZ ermordeter Juden, wie dies in der Nachkriegszeit geschah, um Deutschland vom Vorwurf der Kollektivschuld zu entlasten. Paul Celans „Todesfuge“ und Edgar Hilsenraths „Nacht“, um nur zwei Beispiele zu nennen, sprechen eine andere Sprache.

Wörter wie „Mückengeplänkel“ und „Kaulquappenstrudel“ erinnern an den Lyriker Wilhelm Lehmann, der vor den Zumutungen des Zeitgeists in blumenumrankte Innerlichkeit floh – Stichwort Innere Emigration. Doch Heinz Pionteks Gedicht ist eher vergleichbar mit Versen von Peter Huchel, die stets nah ans Wasser gebaut sind. Anders als bei Huchel meldet sich der Dichter persönlich zu Wort, genauer gesagt ein lyrisches Ich, dem das Wasser bis zum Hals steht – wörtlich und nicht nur im übertragenen Sinn. Wer flieht hier vor wem wohin? Das Flutlicht, das kommt und geht, deutet auf die deutsch-deutsche Grenze hin, die Anfang der fünfziger Jahre, als der Text entstand, noch nicht mit Mauern und Stacheldraht befestigt und relativ leicht zu überwinden war. Oder ist ein Gefangenenlager gemeint, eine Demarkationslinie vielleicht wie der Eiserne Vorhang, der im Kalten Krieg Ost- und Westeuropa voneinander trennte? Im Gefühlshaushalt liegen Angst und Lust eng beieinander, und in den politischen Kontext ist ein erotischer Subtext eingeschrieben: von der Strömung, die Schenkel umspült und den Herzschlag beschleunigt, bis zum aus dem Wasser springenden Fisch.

Solche Assoziationen sind legitim und vom Autor mehr oder weniger bewusst intendiert. Der tiefere Sinn des Gedichts aber erschließt sich erst, wenn man den Titel beim Wort nimmt und die Furt begreift als Übergang, der es ermöglicht, ohne Fähre oder Brücke einen Wasserlauf zu durchqueren, unbeschadet, wenn auch nicht trockenen Fußes. Das berühmteste Beispiel ist der Styx oder der Nil, die bei Griechen und alten Ägyptern das Totenreich vom Reich der Lebenden schieden. Auch das ist in den Versen mitbedacht, aber hier geht es nicht um den Tod, sondern um Leben in einem existentiellen, ja existenzialistischen Sinn: Unbehaustheit oder transzendentale Obdachlosigkeit waren Modewörter dafür. „Alles fließt“, sagt die Weisheit der Vorsokratiker, aber auch: „Niemand badet zweimal im selben Fluss.“ Aus dieser paradoxen Erkenntnis erwächst die zeitlose Aktualität des Gedichts, dessen Vielschichtigkeit, Schönheit und Wahrheit sich erst bei wiederholter Lektüre offenbart.

„Poesiealbum 326: Heinz Piontek“. Auswahl von Gerhard C. Krischker, Grafik von Heinz Piontek. Märkischer Verlag, Wilhelmshorst 2016. 40 S., br., 5,– €.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Tunnel über der Spree – Traumpfade der Literatur“. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2019. 200 S., geb., 20,– €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv